



Im Gespräch: Alia A. Hafeedh Al Qalam Al Yafie, Flugzeugingenieurin in Oman

„Ich bin es gewohnt, einen Overall zu tragen“

Die Diplomantochter war Ende der neunziger Jahre die erste Flugzeugingenieurin auf der Arabischen Halbinsel. Heute ist Alia A. Hafeedh Al Qalam Al Yafie im Sultanat Oman die einzige Frau in der Männerdomäne.

Frau Alia, weshalb sind Sie bislang immer noch die einzige Flugzeugingenieurin in Oman?

Ich denke, Frauen in Oman haben heutzutage viele Berufsmöglichkeiten. Sie können Botschafterin oder Ärztin, Ministerin oder Ingenieurin werden oder in einer anderen Position der Gesellschaft dienen. Flugzeugingenieurwissenschaft hat seinen ganz eigenen Reiz. Die Leute wissen noch wenig darüber. Wir sind diejenigen, die hinter der Bühne arbeiten, wir bekommen nicht so viel Aufmerksamkeit. Weltweit gibt es daher auch nur wenige Frauen in diesem Bereich. Am Golf war ich die Erste. Ich weiß mittlerweile, dass es zwei weitere Flugzeugingenieurinnen in den Vereinten Arabischen Emiraten gibt und eine im Jemen, aber wir haben leider keinen Kontakt zueinander. Ein weiterer Grund ist, dass eine Ausbildung in der Flugzeugindustrie sehr teuer ist. Das Studium ist auch nur im Ausland möglich. Während meines Studiums gab es viele Mädchen, die eine Pilotenausbildung machten. Ich wurde auch gefragt, ob ich als Pilotin arbeiten möchte, doch ich wusste, dass ich mehr darüber wissen wollte, wie alles funktioniert.

Wie hat Ihre Umgebung auf Ihren Berufswunsch reagiert?

Zu Beginn war meine Familie sehr überrascht. Sie dachten, das ist ein ganz eigenartiger Berufswunsch für eine Frau. Mein Vater unterstützte mich allerdings, er ist Diplomat. Ich denke, mein familiärer Hintergrund half mir sehr, in einem ganz anderen Umfeld erfolgreich zu sein.

Wie kam es zu Ihrem Berufswunsch? Haben Sie als Kind gerne mit Flugzeugen gespielt?

Wie alle anderen Mädchen auch habe ich als Kind mit Puppen gespielt, aber ich habe schon immer nach Herausforderungen in meinem Leben gesucht. Ich wollte schon immer nur das Beste erreichen. Ich denke, eine Karriere in der Flugzeugindustrie ist etwas Besonderes in unserer Region und auch weltweit. Ursprünglich wollte ich englische Literatur an der Cairo University studieren. Doch ich wollte keine Lehrerin oder Ärztin werden. Ich dachte, dass Frauen Herausforderungen meistern und andere Berufszweige erschließen können, wenn sie zielstrebig genug sind. Als ich dann das College für Flugzeugingenieurwissenschaften in Kairo einmal besucht hatte, wo mein Bruder damals studierte, wusste ich, das ist mein Berufsziel. Als ich im Juni 1994 mit dem Studium dort begann, war ich das einzige Mädchen.

Haben Sie bis heute die Unterstützung Ihrer Familie?

Ich denke, ich habe ein Umdenken ausgelöst. Wenn ich heute in der Zeitung oder im Fernsehen ein Interview

nieurin am Golf bin. Von Herzen weiß ich, dass wir ohne die Unterstützung Seiner Majestät Sultan Qaboos noch weit zurück wären, denn er hebt immer wieder die Rolle der Frau in der Gesellschaft hervor.

Wie haben Sie sich als Frau allein in einer Männerdomäne gefühlt?

Ich denke, für jede Frau auf der ganzen Welt ist es schwierig, wenn du allein bist und die einzige Frau unter Männern, du hast etwas Panik und fühlst dich unsicher. Aber ich war sehr zielstrebig, ich wusste, dass ich das studieren möchte. Ich wusste, dass ich verantwortungsbewusst bin und meine Ziele erreichen werde. Einige meiner Kollegen dachten, ich würde nur drei Monate bleiben und dann das College wieder verlassen.

Wie war es zu Anfang für Sie? Wurden Sie anders behandelt als Ihre männlichen omanischen Kollegen?

Nein, ich möchte wie eine Ingenieurin behandelt werden und Teil des Teams sein. Als ich mit der Arbeit an-



Glücklich in der Männerdomäne: Ingenieurin Alia A.

Foto Manuela Gutberlet

gebe, freut sich meine Familie in Salalah. Ich war zum Beispiel vor ein paar Tagen im Fernsehen, meine Familie rief mich an, und sie waren sehr stolz auf mich. Ich denke, ich habe erreicht, dass in den Köpfen meiner Tanten ein Umdenken stattgefunden hat. Sie sind 60 und 70 Jahre alt. Heute sind sie offen und sprechen darüber. Sie sind stolz, dass ich die erste Flugzeuginge-

ning, beobachteten alle erst einmal vorsichtig, was ich mache. Einmal habe ich den Motor in einem Flugzeug geöffnet, ein anderer Ingenieur kam zu mir und fragte: Weißt du, dass das kein Job für Frauen ist? Ich antwortete, ich bin jetzt hier und damit musst du zurechtkommen. Ich denke, nach einiger Zeit haben sie gemerkt, dass ich meinen Job gut mache. Ich habe hart gearbeitet und war in viele Problemlösungen involviert. Damit habe ich allen gezeigt, dass ich eine fähige und qualifizierte Flugzeugingenieurin bin.

Ich bin sehr pflichtbewusst, ich bin nicht schüchtern und zurückhaltend, weil ich eine Ingenieurin bin. Ich bin es gewohnt, einen Overall zu tragen und in das Flugzeug zu gehen, auch wenn die Passagiere an Bord kommen und mich dann im öl- und fettbeschmierten Overall sehen – das macht mir nichts aus. Ich fühle mich als Teil des Teams. Ich trage meine volle Verantwortung und arbeite so lange, bis die Arbeit getan ist.

Heute bin ich Assistant Manager, und alle meine männlichen Kollegen akzeptieren mich, wenn ich ihnen Anweisungen gebe. Ich vermittele auch nicht den Eindruck, dass ich ihre Chefin bin. Aber ich denke, vor zehn oder fünfzehn Jahren wäre das nicht möglich gewesen.

Denken Sie, Sie müssen als Frau härter arbeiten als Ihre männlichen Kollegen?

Ich denke schon. Manchmal bin ich davon besessen. Ich denke oft, dass ich noch etwas mehr tun muss. Wir Frauen müssen uns mehr anstrengen und etwas Extraarbeit leisten, um sicherzugehen, dass wir einen guten Job machen. Andererseits siehst du die viele Jungs, die sehr relaxt sind. Sie machen nur das, was sie tun sollen. Sie foltern sich nicht selbst. Ich komme selbst zur Arbeit, wenn ich krank bin. Aber immerhin: Frauen und Männer werden im Sultanat Oman am Arbeitsplatz bei gleicher Arbeit auch gleich bezahlt.

Das Gespräch führte **Manuela Gutberlet**.



Zisternenbau in Tansania: Deutsche Ingenieure und Einheimische im Team.
Foto Marko Faber

In der Freizeit Brunnen bauen

Aus einer fixen Idee entstand die Hilfsorganisation Ingenieure ohne Grenzen. Die Experten arbeiten ehrenamtlich und verschenken ihr wertvollstes Gut: ihre Zeit.

Von **Kristin Oeing**

Jojakim Sames ist kein Vereinsmeier. Davon ist der 38 Jahre alte Mann überzeugt. Die Frage, wieso er trotzdem Gründer und Vorsitzender eines Vereins ist, scheint ihn zu überraschen. Die Gründung sei eine Notwendigkeit gewesen. Er brauchte Geld für seine Hilfsprojekte und die passende Infrastruktur. Er wollte etwas Nachhaltiges erschaffen. Und so gründete der Bauingenieur, den seine Freunde nur Jojo nennen, vor acht Jahren zusammen mit neun Gefährten den Verein Ingenieure ohne Grenzen.

Was einst als Wohnzimmerprojekt begann, ist in Ingenieurkreisen schon eine Institution. Heute engagieren sich mehr als 1000 Menschen in der als gemeinnützig anerkannten Hilfsorganisation, die in Entwicklungsländern ingenieurwissenschaftliche Projekte durchführt. Und monatlich werden es mehr. Die Ingenieure sind in der Überzahl, doch auch Volks- und Wirtschaftswissenschaftler, Physiker, Geotechnologen und Geisteswissenschaftler sind Teil des deutschlandweiten Netzwerkes, das sich in 22 Regionalgruppen gliedert. Zu den ehrenamtlichen Mitgliedern zählen sowohl Studenten als auch Berufstätige.

So viel Engagement ist nicht selbstverständlich, denn Ingenieure sind auf dem Arbeitsmarkt sehr begehrte. Viele Studenten werden schon vor dem Abschluss von Unternehmen angeworben. Die Karriere wartet. Damit verbunden sind – gerade am Anfang – viele Überstunden, Geschäftsreisen ins Ausland, Arbeit am Wochenende. Die Freizeit wird zum kostbaren Gut, viel Zeit, um das üppige Gehalt auszugeben, bleibt nicht. Die Ingenieure ohne Grenzen erreichen trotzdem monatlich mehrere Dutzend Anfragen von jungen Akademikern, die einen Teil ihrer Zeit abgeben wollen. Einfach so, ohne Gegenleistung.

Die Berliner Gruppe trifft sich ein Mal im Monat mit potentiellen neuen Mitgliedern im Studentencafé „Wiwi“ im Gebäude der Technischen Universität. Bio-Kaffeesäcke dienen als Dekoration, beige Stoffplanen dimmen das grelle Neonlicht. Die Interessenten hören still, fast ehrfurchtsvoll zu, wenn die Vereinsmitglieder von ihrer Arbeit berichten. Sandra Timmermann etwa hat viel zu erzählen. Die 33 Jahre alte

Bauingenieurin ist Mitglied der ersten Stunde. Während ihrer Studienzeit führte sie ein Professor an die Entwicklungszusammenarbeit heran. „Er arbeitete damals am Aufbau einer Hochschule in Ruanda. Die Idee, dabei zu helfen, begeisterte mich.“ Doch sie plante und berechnete nicht nur, sondern flog wenig später selbst in das zentralafrikanische Land. „Ich wäre auch an jeden anderen Platz auf der Erde gegangen. Ich wollte raus, was Neues erleben, neue Erfahrungen sammeln.“ Ihr Professor gab ihr damals zehn Verhaltensregeln mit auf den Weg. „An einige erinnere ich mich noch, wie etwa ‚Gebe deinen Ausweis nie aus der Hand, esse nichts Ungewaschenes und vertraue keinem Afrikaner‘“, sie lacht laut los, „und ich habe alle gebrochen.“

Ein halbes Jahr verbrachte die junge Frau in Ruanda, als einzige Weiße zwischen ihren schwarzen Mitstudenten, der Völkermord eine frische Wunde im Land. „Am Anfang war es ein Kulturschock“, sagt die zierliche Frau, „doch ich habe gelernt, zu vertrauen, mich durchzusetzen, die fremde Kultur zu verstehen.“ Sie fuhr noch zwei weitere Male in das Land. „Ich habe mich dort auf den Brückenbau konzentriert, der entscheidend ist für die Lebensqualität und die Vernetzung der ländlichen Bevölkerung.“ Nach ihrem Abschluss fand sie in einem Stuttgar-

„Viele denken, sie treten bei uns ein und reisen dann gleich nach Afrika oder Südamerika.“

Jojakim Sames, Vorsitzender

ter Ingenieurbüro eine Anstellung, lernte Kollegen kennen, „und ich merkte, dass sich viele von ihnen engagieren wollten, aber nicht die nötigen Kontakte hatten.“ So erfuhr sie auch von Jojakim Sames und seiner Idee, einen Verein zu gründen.

„Ich kann mich noch gut an den ersten Abend erinnern“, sagt der Bauingenieur, „wir trafen uns in einer Kneipe.“ Sie sprachen nicht über Geld, die Karriere oder Aufstiegsmöglichkeiten – sondern darüber, wie sie den Menschen in Entwicklungsländern helfen können. Sames betreute schon ein Hilfsprojekt in Tadschikistan, um den Menschen den Zugang zu sauberem Wasser zu ermöglichen. „Doch irgendwann kam ich an meine Grenzen, finanziell, aber auch zeitlich.“ Den Anderen ging es ähnlich, und so gründete sie den Verein. „Am Anfang waren wir blauäugig – keine Frage.“ Der Verwaltungsaufwand war größer, als die Gruppe erwartet hatte. Eigentlich wollten sie vor allem helfen, schnell und unbürokratisch. Doch nun brauchen sie eine Satzung, einen Vorstand und einen Namen. „Ingenieure ohne Grenzen“ fanden alle passend, erin-

nerte es doch an populäre Vereine mit anderem beruflichen Hintergrund. Die ansonsten eher als wortkarg geltenden Ingenieure mussten nun Überzeugungsarbeit leisten, Spenden sammeln, Mitglieder werben. „Aber es klappte besser als gedacht.“ Auf der praktischen Seite hatte die Gruppe schon viel Erfahrung, vor allem auch durch ihren Gründer Sames, der jahrelang für das Technische Hilfswerk und die Vereinten Nationen nach Erdbeben, Tsunamis und Kriegen in Krisengebieten im Einsatz gewesen war.

Das Netzwerk wuchs stetig. Im Jahr 2010 konnten die Ingenieure 14 Projekte in elf Ländern umsetzen. Oft kooperieren die Ingenieure mit lokalen Organisationen. Die ersten zwei Tage halten sich die Ingenieure im Hintergrund, gerade wenn beim Bau verschiedene Bevölkerungs- und Religionsgruppen zusammenkommen oder Dorfhierarchien beachtet werden müssen. Hilfe zur Selbsthilfe ist das oberste Ziel der Organisation. Was hilft es, wenn die neueste Brunnentechnik nach Tansania gebracht wird, aber niemand kann die fertigen Brunnen anschließend warten? Die Bewohner der Dörfer sind beim Bau von Brunnen, Brücken und Gebäuden zur Mithilfe verpflichtet. Damit ist das Endprodukt nichts von fremden Europäer Erbautes, sondern etwas, das sie verstehen, betreiben und im Notfall auch reparieren können.

Ruanda, Tansania, Panama – die Namen der Länder, in denen die Ingenieure ohne Grenzen Projekte betreuen, klingen nach Abenteuer. „Viele denken, sie treten bei uns ein und reisen dann gleich im nächsten Monat nach Afrika oder Südamerika“, sagt Sames, „so ist das aber nicht.“ Die meisten Aufgaben liegen im organisatorischen Bereich, Projekte müssen entwickelt und die Finanzierung gesichert werden. Die meisten sehen das schnell ein. Doch fast jedes Mitglied trägt die Hoffnung in sich, eines Tages selbst vor Ort in einem Entwicklungsland zu helfen.

„Na klar“, sagt Marko Faber, „alle wollen ins Ausland, bei mir war es genauso.“ Der 28-jährige Maschinenbauer, der mal mit Rauschebart, dann wieder ordentlich rasiert anzutreffen ist, wollte helfen. „Ich traf Jojo im Jahr 2005 an einem Infostand an der Universität“, erinnert sich der junge Familienvater, haut mit der Hand leicht auf den Tisch und fängt an zu lachen. „Als Erstes erzählte ich ihm, dass ich im nächsten Monat Zeit hätte, um nach Tansania zu fliegen.“ Im Rückblick kann der zukünftige Ingenieur, der gerade seine Diplomarbeit schreibt, über seine Naivität lachen. Dass er später tatsächlich für mehrere Monate nach Tansania ging, Wassertanks und Zisternen baute und damit in diesem Jahr als Preisträger des Wettbewerbs „Deutschland – Land der Ideen“ ausgezeichnet wurde, konnte er damals nicht ahnen.

Jojakim Sames hat sich mittlerweile aus dem aktiven Dienst vor Ort zurückgezogen, an der Planung von Projekten beteiligt er sich nicht mehr. „Aber bei Fragen werde ich immer noch gerne kontaktiert.“ Loslassen kann er sowieso nicht. Sein Leben ist mit dem Verein verwoben. „Wahnsinn“, was aus unserer fixen Idee geworden ist“, sagt er.



Was ist das? Antwort auf Nachfrage da!f





Automotive & Transportation

Career Event for Professionals

Treffen Sie attraktive Arbeitgeber!

5. November 2011, Schloss Montabaur

Bewerbungsschluss: 25. September 2011

Jetzt bewerben unter:
www.access.de



Medienpartner:  